

Steve senkt das Fernglas. »Ach, wir haben Probleme mit einer Gang. Ich habe mich nur vergewissert, dass die Surfer nicht zu dieser Truppe gehören. Wobei sie um diese Uhrzeit eigentlich nicht unterwegs sind.«

Er sieht unfassbar ernst aus, als er mir davon erzählt. Diesen Gesichtsausdruck zeigt er äußerst selten. Ich starre ihn an und warte darauf, dass er weiterspricht. Eine Gang? Hier in Kill Devil Hills? Das kann ich mir nicht vorstellen. In meiner Erinnerung gibt es keine schlechten Menschen in dieser Stadt.

»Ja, und? Was macht diese Gang?«, frage ich ungeduldig.

»Die Kerle nennen sich *Barrel Killers* und treiben ihr Unwesen in ganz Outer Banks, aber vermehrt bei uns. Es ist eine Gruppe von zehn bis fünfzehn jungen Männern, die surfen. Dabei nehmen sie weder Rücksicht auf Schwimmer noch auf sich selbst. Als wären sie unsterblich. Außerdem befahren sie mit ihren Schrottautos und Motorrädern die Strände, machen Feuer, trinken Alkohol und lassen die Glasflaschen am Strand liegen.« Steve macht eine Pause und kratzt sich am Kopf. Plötzlich muss ich an den Biker denken, der mir gestern die Vorfahrt genommen hat. Ob er zu den *Barrel Killers* gehört? Möglich wäre es.

»Aber solche Idioten, die sich nicht an die Regeln halten, gibt es doch jedes Jahr. Das ist doch ...«

»Wenn es nur das wäre«, unterbricht mich Steve. »Sie randalieren, prellen die Zeche, zerstechen Reifen. Letztens musste das Auto des Police Chiefs dran glauben, nachdem er eine Anzeige gegen ein Gangmitglied aufgenommen hat. Nach einer Drohung gegen seine Tochter hat er die Anzeige zurückgezogen. Verstehst du, Maddie? Sie tyrannisieren die Leute.«

Mit offenem Mund starre ich Steve an. Ich kann nicht glauben, was er gerade gesagt hat. Eine Gang treibt ihr Unwesen in meiner geliebten Stadt und keiner unternimmt etwas dagegen? Selbst die Polizei nicht? Warum hat mir Tante Olive noch nichts davon erzählt?

»Und was mache ich, wenn die Gang auftaucht?« Während der Ausbildung zur Rettungsschwimmerin habe ich zwar gelernt, wie man panische Menschen beruhigt und deeskalierend reagiert, aber nicht, wie man mit Kriminellen umgeht.

»Nichts. Die meisten Einwohner kennen die Kerle und halten sich von ihnen fern. Auch die Gang ist nicht unbedingt auf Konfrontation aus. Außer im Wasser, da sind sie wild«, erklärt Steve.

»Aber ist es nicht unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, dass sich die Badegäste sicher fühlen?« Ich höre, wie aufgeregt meine Stimme klingt.

Beschwichtigend hebt Steve die Hände. »Wie gesagt: Die meisten gehen der Gang automatisch aus dem Weg. Und, Madison, versprich mir, dass du das ebenfalls machst und nichts im Alleingang unternimmst.«

Bei kleinen Kindern mag es Eindruck schinden, wenn man ihren richtigen Namen ausspricht, um die Bedeutsamkeit eines Themas zu unterstreichen. Bei mir nicht.

»Versprochen«, antworte ich, obwohl ich es nicht ernst meine. Für ein paar Sekunden meldet sich mein schlechtes Gewissen, weil ich Steve gerne mag. Aber ich werde nicht dabei zusehen, wie irgendwelche dahergelaufenen Typen dafür sorgen, dass andere Kinder keine so schönen Erinnerungen an diesen Ort haben werden wie ich damals.

\*\*\*

Der Rest des Tages verläuft ruhig. Ich gebe ein paar Auskünfte, ermahne eine Mutter, die ihre gesamte Aufmerksamkeit ihrem Handy widmet, statt auf ihr kleines Kind zu achten, und versorge eine Wunde, die durch die Tentakel einer Feuerqualle verursacht wurde. Trotzdem bin ich angespannt, weil ich damit rechne, dass die Gang auftaucht, von der Steve erzählt hat. Jeder neue Surfer wird von mir ausgiebig gemustert, doch anscheinend sind keine Gangster dabei. Alle benehmen sich gesittet. Dennoch lässt mich der Gedanke an sie nicht los und das nervt mich.

Als Lifeguard sollte man durchgehend aufmerksam und darauf gefasst sein, dass jede Sekunde etwas passieren kann. Allerdings ist es keinesfalls vorteilhaft, den ganzen Tag über mit dem Schlimmsten zu rechnen und jeden Surfer zu verdächtigen, kriminellen Machenschaften nachzugehen.

Als halb sechs unsere Schicht vorbei ist, springe ich vom Turm in den warmen Sand.

»Kommst du mit zum Quarter?«, fragt Steve, der sich die Rettungsbojen, das Erste-Hilfe-Set und die Rettungsleine unter den Arm geklemmt hat. So als wüsste er, was ich vorhabe.

»Ich komme gleich nach. Der Ozean ruft mich.« Er hebt den Daumen und lacht, ehe er seinen Weg fortsetzt. Er kennt mich eben.

Ich ziehe mein T-Shirt und meine Hose aus, zupfe meinen roten Bikini zurecht und gehe zum Wasser. Die Wellen umspielen meine Knöchel und ich genieße das kühle Nass

auf meiner Haut. Ich bin froh, dass der Atlantik nicht mal im Sommer Badewannentemperatur erreicht. Wenn ich ins Nass springe, möchte ich mich abkühlen und mich lebendig fühlen.

Langsam wate ich weiter ins Wasser hinein, das ausgesprochen ruhig ist. Lediglich ein paar kleine Wellen versuchen vergeblich mich umzuwerfen. Als mir das Wasser bis zum Bauchnabel reicht, stürze ich mich kopfüber in die Fluten und mache ein paar kräftige Züge, ehe ich auftauche. Ich kraule hinaus und versuche ein Gefühl für die Strömung zu bekommen. Sie ist schwach, aber wird mich zur Not an Land bringen. Nach zweihundert Metern stoppe ich und drehe mich auf den Rücken. Von oben wärmt mich die Sonne und von unten kühlt mich die See. Ein wunderbares Gefühl, das mir so vertraut ist und mich wohlig umarmt. Ich schliesse die Augen, atme tief ein und lausche den Geräuschen, die sich auf ein Minimum beschränken. Das leise Plätschern der Wellen, die mich sanft tragen, ein paar Möwen, die über mir kreisen und leise Schreie von sich geben, und fernes Stimmenwirrwarr, das vom Strand auf das Meer hinausgeweht wird. Mich treiben lassen habe ich bereits als Kind gerne gemacht und es gehört zu meinen Lieblingserinnerungen. Dieses Schwimmen nach der Arbeit ist definitiv ein Vorteil, den mir die Tätigkeit als Bademeisterin im städtischen Freibad nicht bietet. Abermals ärgere ich mich darüber, dass ich die letzten zwei Jahre auf dieses Gefühl verzichtet habe.

Ein lautes Dröhnen, das ich nicht zuordnen kann, dringt an mein Ohr. Schnell richte ich mich auf, um nicht versehentlich von einem Boot erwischt zu werden. Doch es ist keins in Sicht. Allerdings taucht am Strand ein schwarzer Truck auf. Ich bin mir nicht sicher, ob die Quelle des Dröhnens die illegale Auspuffanlage oder die Musik ist, die aus den Lautsprechern des Gefährts wummert. Jedenfalls ist es viel zu laut und passt nicht zu der Idylle, die ich eben noch genossen habe. Mal davon abgesehen, dass das Befahren des Strandes innerhalb der Saison sowieso verboten ist, fährt der Truck viel zu schnell und wirbelt ordentlich Sand auf. Ich bin froh, dass nicht mehr viele Badegäste vor Ort sind.

Mit schnellen Zügen schwimme ich Richtung Ufer und lasse dabei das schwarze Gefährt, auf dessen Ladefläche Surfboards liegen, nicht aus den Augen. Drei Männer steigen aus und ich bin mir ziemlich sicher, dass ich zum ersten Mal Mitglieder der *Barrel Killers* sehe. Wer sonst sollte ohne Erlaubnis durch den Sand brettern?

Ein Kribbeln breitet sich in mir aus und ich kann nicht leugnen, dass ich neugierig bin. Neugierig auf die selbst ernannten Bad Boys, vor denen sogar Steve den allergrößten Respekt hat.

Aus der Entfernung kann ich die Kerle zwar nicht genau erkennen, aber ihren lässigen und selbstsicheren Bewegungen nach zu urteilen, schätze ich sie auf Mitte zwanzig. Einer sieht aus wie der klassische Surfertyp: groß, muskulös, lange blonde Haare. Er lacht und haut seinem glatzköpfigen Kumpel auf die Schulter, der etwas untersetzt ist und neben ihm steht. Der dritte ist braun gebrannt, tätowiert und hat schwarze Haare. Ob er der Biker von gestern ist, wegen dem ich bremsen musste?

Ich schwimme schneller, um sie mir aus der Nähe ansehen zu können. Doch die drei gehen schon wieder zum Auto. Offenbar haben sie sofort gesehen, dass bei den Miniwellen nicht mal an Bodyboarding zu denken ist. Wenn sie schlau sind, düsen sie in den Süden nach Nags Head. Dort könnten sie noch Glück haben.

Als der Motor startet, erreiche ich den Strand. Ich sprinte aus dem Wasser, doch es ist zu spät. Der Truck fährt an. Am Lenkrad sitzt der Dunkelhaarige, sein tätowierter Arm hängt lässig aus dem geöffneten Fenster. Sein Kumpel neben ihm gafft mich an und macht eine eindeutige Geste mit seinen Fingern und seiner Zunge. Im Vorbeifahren brüllt er: »Fast so geil wie Pamela, nur die Brüste fehlen!« Die Glatze johlt und eine ebenso unreife Reaktion erwarte ich vom Fahrer. Dieser verzieht jedoch keine Miene und guckt mich nur stumm an.

Nein, er guckt mich nicht einfach nur an. Sein Blick ist so intensiv, dass er wie die Sonne auf meiner Haut brennt. Ich habe das Gefühl, dass jeder Wassertropfen, der über meinen Körper läuft, unverzüglich verdunstet.

Er verringert das Tempo und rollt langsam an mir vorbei. Oder bilde ich mir nur ein, dass er langsamer fährt, und die Szene spielt sich in meinem Kopf wie in Zeitlupe ab? Seine dunklen Augen, die beinahe schwarz sind und in denen etwas Bedrohliches liegt, ruhen weiterhin auf mir. Ich halte seinem Blick stand, auch wenn es mir schwerfällt. In meinen Ohren rauscht es und ich weiß, dass dafür nicht mein Lieblingselement hinter mir verantwortlich ist, sondern mein eigenes Blut. Die Rufe seiner Freunde, Glatze und Stereo-Surfertyp, nehme ich kaum wahr. Kill Devil Hills scheint ausschließlich aus ihm und mir zu bestehen. Normalerweise fühle ich mich in einem Bikini wohl, er ist ein Teil meiner Arbeitskleidung. Aber momentan fühle ich mich furchtbar nackt, obwohl in seinem Blick nichts Anzügliches liegt. Er mustert mich mit einer Intensität, die nicht

unangenehm ist. Trotzdem verschränke ich schnell die Arme vor meinen Brüsten. Und fühle mich dadurch noch angreifbarer. Ein kleines, wissendes Lächeln zeichnet sich auf seinem Gesicht ab. Dann zwinkert er mir zu und gibt Gas. Ich schaue dem Auto hinterher und lasse langsam meine Arme sinken.

So hatte ich mir mein erstes Zusammentreffen mit den *Barrel Killers* nicht vorgestellt. In meiner Vorstellung waren sie aggressiver und ich selbstbewusster. Und nicht so nackt. Ich hatte mir ausgemalt, dass ich sie souverän in meiner Funktion als Rettungsschwimmerin zurechtweise. Dabei hätte ich selbstverständlich ein T-Shirt und eine Hose getragen. Beim nächsten Mal. Wenn mich diese intensiven schwarzen Augen dann nicht völlig aus dem Konzept bringen. Dem Rest seines Gesichts habe ich kaum Beachtung geschenkt. Ich kann nicht einmal sagen, ob er einen Bart trägt oder nicht. Auf jeden Fall hat er markante Gesichtszüge.

Ich atme ein paarmal tief ein und aus. Dann sammle ich meine Sachen zusammen und gehe zum Head Quarter. April steht oben auf dem Holzbalkon und sieht besorgt aus.

»Bist du okay?«, fragt sie, als ich die Treppe hinaufgehe.

»Ja.« Ich zucke mit den Schultern. Es ist auch alles gut. Bis auf die Tatsache, dass ich mein Selbstbewusstsein am Strand vermisst habe.

Erstaunt schaut April mich an. »Die haben dich nicht belästigt oder dumme Sprüche gemacht?«

»In Pittsburgh hatte ich oft mit irgendwelchen Chaoten zu tun. Was ich mir da für Beschimpfungen anhören musste. Das eben war harmlos.« Am liebsten würde ich April über die Gang ausfragen und besonders über den Kerl mit den Tattoos. Aber nachher könnte sie es falsch verstehen. Falls wir demnächst mal zusammen für einen Turm eingetragen sind, werde ich sie unauffällig aushorchen.

»Maddie, sei nicht zu leichtsinnig! Mit denen ist nicht zu spaßen. Die neuen Mädels stehen bei ihnen besonders im Fokus«, sagt April und streicht mir über den Oberarm. Sie wirkt aufrichtig besorgt und obwohl uns nur zwei Jahre trennen, erscheint sie viel erwachsener als ich. Wir haben uns vor drei Jahren super verstanden und ich hoffe, dass sie diesen Sommer eine richtige Freundin wird. Und der Meinung seiner Freundinnen vertraut man doch, oder?

Also nicke ich. »Ich werde aufpassen.«

Dieses Versprechen gleitet mir leichter über die Lippen als bei Steve, weil ich es diesmal auch so meine. Ich werde vorsichtig sein, aber ich werde den *Barrel Killers* nicht